

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 119.

Posen, den 25. Mai 1928.

2. Jahrg.

Copyright 1928 by Art. Institut Orell Füssli, Zürich, Leipzig.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht
van Beber.

25 Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Gallardo trank und trank, — allein, denn die vorher so stürmischen Frauen drehten ihm jetzt den Rücken zu — bis ihm ein sehr jugendlicher Graf, der zu Hause sein mußte, ehe seine Mutter zur Frühmesse ging, einen Sitz in seinem Wagen anbot.

Doch die frische Nachtluft ernüchterte ihn nicht, und als sein Freund ihn an seiner Straße absetzte, ging er taumelnden Schrittes auf sein Haus zu. Schon nahe beim Tor, stützte er sich mit beiden Händen gegen die Wand und legte den Kopf auf seinen Arm, als wäre die Bürde seiner gewichtigen Betrachtungen zu schwer geworden.

Seine Freunde, das Fest in der Eritana, die drei Französinen — alles hatte er vergessen. Von der anderen haftete noch etwas in seiner Erinnerung, aber unbestimmt, in irgendeinem dunklen Winkel vergraben. Und plötzlich, mit einem dieser kapriziösen Gedankensprünge, wie sie die Trunkenheit gebiert, füllten die Corridas allein sein Hirn.

War er nicht der tapferste Torero der Welt? So beteuerten Don José und alle seine Freunde, folglich mußte es wahr sein. Am Ostersonntag? . . . Pech! Scheußliches Pech! Doch das konnte jedem passieren. Aber beim nächsten Mal, ah! . . .

Stolz auf die allmächtige Kraft, die ihm der Rausch verlieh, sah er in allen Stieren, ob andalusischen, ob kastilischen, nichts als erbärmliche Ziegenböcke, die er mit einem Hiebe seiner Hand abtun konnte.

Die Sache am Sonntag? Sch. . . windel, wie sich der Nacional auszudrücken pflegte. „Dem besten Sänger entschlüpft mal ein Mißton!“

Und dieser aus dem Munde ehrwürdiger Patriarchen der Stierfechtkunst an unglücklichen Corridatagen oft gehörte Aphorismus machte ihm Lust, zu singen.

Noch immer den Kopf auf den Arm gestützt, begann er:

„Juan Gallardo ist ein Held,
Der erste Ma—a—atador der Welt!“

Da er nichts weiter zu improvisieren vermochte, wiederholte er mit heiserer Stimme immer dieselben Worte, die das Schweigen der einsamen Straße empfindlich störten und ein paar Wachhunde zum Bellen reizten.

Das väterliche Erbe wurde in ihm lebendig: die Manie zu singen, die der selige Flickschuster von seiner wöchentlichen Kneipfahrt heimbrachte.

Das Haustor öffnete sich. Garabato steckte, noch halb schlafend, den Kopf heraus, um den Betrunknen zu sehen, dessen Stimme ihm so bekannt klang.

„Ah, du bist es?“ rief Gallardo. „Geh schlafen, Garabato. Ich habe noch viel zu erledigen.“

Was, wußte er selbst nicht. Doch sein Arbeitszimmer mit all den Zeugen seines Ruhms zog ihn an.

Die elektrischen Birnen klappten auf, und der in

der Mitte des Raumes auf schwankenden Füßen stehende Espada ließ seinen Blick bewundernd über die Wände schweifen.

„Sehr gut . . . Aber ausgezeichnet! . . .“ murmelte er. „Dieser tapferere Bursche da, bin ich . . . da auch . . . dort nochmals . . . und überall Juan Gallardo. Verdamm nochmal! Bin ich nicht der erste Torero der Welt? . . .“

Taumelnd ging er bis zum Schreibtisch. Sein starrer Blick fiel auf den riesigen Stierschädel.

„Holla! 'n Abend, mein Lieber! . . . Was machst du da? . . . Muh . . . Muh!“

Er hatte vergessen, wie der zottige Kopf mit den drohenden Hörnern dorthin gekommen war. Erst allmählich erkannte er ihn wieder.

„Ha, du bist es, Kanaille! Deinetwegen piffen mich die Leute aus, warfen mit Flaschen nach mir . . . sprachen sogar schlecht von meiner armen Mutter. Und du freustest dich darüber . . . nicht wahr, du Schamloser?“

Blinzelten die Glasaugen nicht spöttisch zu ihm herunter? Zuckte nicht ein hohhaftes Lächeln um das lackierte Maul?

In dem bisher gutmütig polternden Betrunknen stieg die Wut auf. Das elende Vieh wagte noch, ihn auszulachen? Diese Art perverter Stiere, ver schlagen und voller Berechnung, die sich über den Matador lustig zu machen schienen, waren schuld daran, wenn ein anständiger Torero in den Dreck gezogen wurde. Ah, wie Gallardo sie haßte!

„Du lachst immer noch, Sohn einer Hündin? Verflucht sollst du sein! Verflucht auch die Kuh, die dich warf, und der Schuft von deinem Herrn, der dir zu fressen gab! Hoffentlich sitzt er im Zuchthaus . . . Wie, du schneidest mir weitere Fragen?“

Er öffnete eine Schublade und hob den Arm.

Ein Glasauge spritzte in Splitter, und auf der Stirn wurde zwischen versengten Haaren ein rundes, schwarzes Loch sichtbar.

VIII.

Mitten im Frühling schlug das Wetter mit der launischen Unbeständigkeit des Madrider Klimas plötzlich um.

Kälte trat ein. Vom grauen Himmel goß es, in die heftigen Regenschauer mischten sich vereinzelt Schneeflocken, und die schon sommerlich leicht gekleideten Menschen öffneten Schränke und Truhen, um die warmen Wintermäntel wieder hervorzuholen. Trübselig ließen die neuen, weißen Sommerhüte ihre vom Regen aus der Form gebrachten Krempen hängen.

Seit vierzehn Tagen fand kein Stiergefecht mehr statt. Der Pächter der Arena, das Heer von Angestellten der Plaza und unzählige Aficionadas spähten nach dem Himmel mit der Unruhe des Bauern, der für seine Ernte fürchtet. Blinzelten um Mitternacht, wenn sie ihr Café verließen, einige Sterne am dunklen Himmel, so meinten sie zuversichtlich: „Es klärt sich auf. Uebermorgen haben wir Corrida!“ Doch die Wolken ballten sich, grau in grau, von neuem zusammen — es triefte weiter. Unglückseliges Land! Sogar die Stierkämpfe wurden ihm unmöglich gemacht! . . .

Gallardos Cuadrilla beklagte sich bitter über diese erawungene Untätigkeit. An irgendeinem anderen Orte

Spaniens hätten sie sich gleichmütig damit abgefunden, denn überall, außer in der Residenz, mußte bei Espada ihre Hotelunkosten bezahlen. So aber drückten sich Banderilleros und Picadores in der armseligen Pension einer Torerowitwe herum, sparten am Tabak, mieden die Cafés und dachten bekümmert, daß die Handvoll Duros, die sie für die drei Corridas in Madrid erhielten, bis dahin längst aufgezehrt sein würden.

Auch der Espada war schlecht gelaunt, aber nicht wegen des Wetters. Sein erstes Auftreten in Madrid hatte einen kläglichen Verlauf genommen. Noch blieben ihm Anhänger mit unerschütterlichem Glauben, doch — bisher laut und aggressiv in ihren Beifallsäußerungen — applaudierten sie jetzt nicht ohne eine gewisse Jaghaftigkeit. Dafür behandelte ihn die große, blutdürstige Masse des Publikums mit schreiender Ungerechtigkeit. Was man bei anderen Matadoren duldete, war für ihn unterjagt.

Zu oft hatten sie ihn gesehen, wie er, den Tod verachtend, auf die Toros losging. So sollte er bleiben — um jeden Preis —, und die Menge, nicht gewillt, sich mit seiner Vorsicht abzufinden, kritisierte unnachlässig jede Bewegung, bei der sie Mangel an Bravour vermutete. Hielt er dem Stier die Muleta aus einiger Entfernung entgegen, hieß es sofort: „Er wagt sich nicht ran, hat Angst.“ Und ein einziger Schritt nach rückwärts genügte, um mit niederträchtigen Ausdrücken belegt zu werden.

Sein Mißerfolg bei der Oftercorrida in Sevilla ahnen in ganz Spanien bekannt geworden zu sein. Jetzt rächten sich seine Feinde für lange Jahre stummen Reides, und Rivalen, die so häufig gezwungen waren, sich um nicht nachzusehen, gleichfalls blindlings in die Gefahr zu stürzen, verbreiteten mit heuchlerischem Mitleid die Kunde von Gallardos Zusammenbruch. Vorbei der große Mut! Und das leicht beeinflussbare Publikum empfing den Torero, sobald er die Arena betrat, mit scheelenden Blicken, besessen von dem Vorurteil, alles bei ihm schlecht zu finden, genau wie es früher sogar sein Mägnel apostrophiert hatte.

Auch wenn es ihm gelang, einen Toro wie in früheren Zeiten zu töten, erkönte der Beifall schwächer. Die Fühlung mit dem Publikum war zerrissen, und selbst seine seltenen Triumphe brachten ihm verdeckte Verweise ein.

„So solltest du es immer machen! Nur nicht betrügen!“

„Er läßt sich bisweilen gehen,“ entschuldigten ihn seine Anhänger. „Aber wenn er will!“

Ach, Gallardo wollte immer. Doch die Erfolge, die seine Freunde seinem Willen zuschrieben, verdankte er dem Zufall oder glücklichen Umständen.

Ingrimmig dachte er an die ihm zuteil gewordene Behandlung auf verschiedenen Plazas der Provinz. Jedesmal, wenn er den Degen nicht gänzlich in den Stier verlenkte, rasselten Ruhglocken, wurden Hörner geblasen — ein Pandämonium, von dem ihm noch die Ohren gellten.

Das Publikum von Madrid hatte seinem Kommen mit gemischten Gefühlen entgegengesehen. Doch gleich in der ersten Corrida brach der Skandal los. War das Gallardo? War das der „Matador von Sevilla“, der es jetzt nicht fertig brachte, den Stier festen Fußes zu erwarten?

In seiner Eigenliebe empfindlich verletzt, wünschte der Matador die zweite Corrida herbei, denn ohne einen Erfolg in Madrid konnte er sich nicht mehr in der Provinz sehen lassen. Er mußte sich das nächste Mal zusammenreißen, mußte unbedingt dieses Gefühls Herr werden, das ihn die Stiere größer, fürchterlicher als früher sehen ließ.

Mit der Angst des populären Mannes, der seinen Nimbus verblassen sieht, zeigte sich Gallardo überall, wo die Aficionados zusammenkamen. Im Café Inglés, dem Stammlokal aller Anhänger andalusischen Toreros, schnitt er selbst das heisse Thema an und äußerte mit einer Demut, die sogar unerbittliche Kritiker entwaffnete:

„Es stimmt, ich war neulich miserabel. Aber warten Sie die kommende Corrida ab. Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht.“

In gewisse Cafés an der Puerta del Sol wagte er sich nicht hinein, denn hier trafen sich die gebürtigen Madrider, Gegner der andalusischen Schule und seit vielen Jahren darüber erbittert, daß alle Matadore von Cordoba oder Sevilla stammten, ohne daß die Hauptstadt ihnen einen Repräsentanten gegenüberzustellen vermochte, der, wie Frascone seligen Angedenkens, diesen andalusischen Affen mit ihren Tanzschritten zeigen konnte, was es heißt, den Toro „anzunehmen“.

Ab und zu regte sich in ihnen eine leise Hoffnung. Ein echter Madrider, der sich im Kampf mit Jungstieren auf den kümmerlichen Plazas der spanischen Marokkoküste einige Lorbeeren gepflückt hatte, sollte die Arena der Hauptstadt betreten.

Sein Name ging von Mund zu Mund. In den Barbierstuben der unteren Stadt prophezeite man ihm die größten Triumphe, und der kommende Mann mußte in jeder Taverne ein Gläschen nehmen. Die unbegüterten Aficionados aber, denen das Eintrittsgeld der Plaza unerschwinglich war und die statt dessen ihre Weisheit aus dem sofort nach jeder Corrida erscheinenden Nachblatt „El Enano“ saugten, hielten es für ihre Pflicht, ihm mit ihrer Erfahrung zur Seite zu stehen. „Halte dich an uns,“ redeten sie ihm zu. „Wir sind es, die immer den neuen Maestro entdecken!“

Doch die Zeit verging, ohne daß sich die Weissagungen erfüllten. Der Held blieb als Leiche in der Arena, mit vier Zeilen als ganzen Nachruf, oder versagte vollkommen nach der ersten Verwundung, um dann die Schar der Tagediebe zu vermehren, die an der Puerta del Sol mit dem Popf paradierten und angeblich auf Engagements warteten. Und von neuem erhofften die Aficionados — wie die Juden den Messias — das Kommen von Madrids glorreichem Matador.

Schlenderte Gallardo abends durch die Calle de Sevilla, so wurde er häufig von den Bagabunden der Kunst angerebet, die dort in Grüppchen herumstehen, sich ihrer Heldentaten rühmen, und untereinander von den Matadoren mit der Erbitterung Enterbter sprechen.

Sie nannten ihn Maestro oder Senjor Juan, hielten aber fast alle nach allerhand Winkelzügen um einige Pesetas. Ohne Ausnahme sauber und nett gekleidet, mit einer Pose, als wären sie übersättigt von jedem Vergnügen der Welt, trugen sie einen geradezu skandalösen Schmutz umechter Ringe und Ketten.

Unter ihnen gab es anständige, nette Burschen, die hofften, in der Arena weiterzukommen, um da für ihre Familie etwas mehr zu erübrigen. Andere, mit wenig Skrupeln behaftet, besaßen treue Freundinnen, die einem schwer zu bezeichnenden Gewerbe nachgingen und gern für einen hübschen Burschen sorgten, der eines Tages berühmt werden konnte.

All ihr Hab und Gut am Leibe, stolzierten sie vom Morgen bis zum Abend im Zentrum Madrids umher, saßelten von abgelehnten Kontrakten und suchten herauszubekommen, wer über genügend Geld verfügte, um den anderen einzuladen. Gelang es einem, für eine Provinzcorrida mit Jungstieren verpflichtet zu werden, so mußte er zunächst sein Kampfkostüm im Pfandhaus einlösen: ehrwürdige Stücke, die schon vielen Helden gedient hatten, mit verblähtem, grünspanüberzogenem Gold — Theatergold nennen es die Kenner — und vielfachen Klaffen auf der schillernden Seide.

Manche genossen einen besonderen Respekt. Einer, der vor jedem Stier auskniff, warf mit tödlicher Sicherheit sein Messer. Einem anderen war es eingefallen, eine Diskussion durch einen Fausthieb zu beenden, der seinem Widerpart das Leben kostete. Und der berühmte Tragasombrosos machte von sich reden, als er eines Abends in der Aneipe von Vallecas einen in Stücke geschnittenen, dann in Del gebadenen korduanischen Filzhut verspeiste, mit Wein nach Belieben, um die einzelnen Häppchen hinunterzuwürgen.

(Fortsetzung folgt.)

24 Stunden bei Onfel Sam.

Kurze, aber typische Eindrücke aus dem Süden der „Staaten“.

In mächtigen Windungen strömen die gelben Wasser des Mississippi dem Meere zu. Vom Deck unseres Schiffes, das uns stromaufwärts trägt, schauen wir weit in das flache Land. In der Nähe des Meeres, dort, wo der Fluß sich in drei Arme teilt, die Leitämme und Molen weit in das Meer hinausbegleiten, ist es sumptig. Brutstätte für Moskitos. Aber jetzt, acht Stunden nach dem Beginn unserer Flussfahrt, bedecken grüne Wälder die Ufer. Erst dicht, dann immer mehr gelichtet. Einfache Negerhütten, einzelne Steinhäuser, ganze Dörfer liegen im Schutze der großen Deichdämme, die hoch über den Wasserspiegel des Flusses herausragen. Und doch ergossen sich vor Monaten ungeheure Wassermengen meilenweit vernichtend über das Land. Dieses Haus da, halb zerstört, verlassen, erinnert noch jetzt an jene furchtbare Katastrophe.

Eine Nacht und einen Tag fahren wir auf dem Fluß. Unser Schiff, ein Tankmotorschiff, 1925 gebaut, glänzt vor Sauberkeit und frischer Farbe. Stolz weht am Heck die Danziger Flagge. Sein Ziel ist Baton Rouge, die Hauptstadt von Louisiana. In großen Raffinerieanlagen wird dort das Rohöl auf seine edlen Bestandteile hin verarbeitet. 12 000 Tonnen dieser wertvollen Stoffe, eine Ladung von 2-3 Millionen Mark Wert, fassen die Tanks. Auf der Ueberfahrt waren sie leer oder ausbalancierend mit Wasser gefüllt. Jetzt sind auch die letzten Tanks entleert. Alles ist vorbereitet, die Ladung an Bord zu nehmen.

Am Morgen passieren wir die erste Stadt: Neu-Orleans. Auf kleinem Raum ragen enggedrängt eine Menge höchstlicher Häuser. Am Ufer pulst Arbeit in Kaianlagen und Werften. Den Verkehr mit dem anderen Ufer vermitteln flachgehende, breite Fährdampfbote, die auch als Eisenbahnfähren dienen. Veltre Fahrzeuge begegnen uns, mit großen Hedrädern, angetrieben durch hölzerne Meuelstangen und mit Steuerhäuschen, die mit ihrem geschwungenen Dach und ihren Verzierungen an chinesische Tempel erinnern. Pustend und klappernd fahren sie unermüdetlich von Ufer zu Ufer. Dazwischen treiben lange Reihen von Fischen den Strom hinab. Hütten sind auf ihnen für die Mannschaft errichtet. Vom Lande grüßt uns das dreimalige Pfeifen einer Lokomotive. Dröhnend gibt unsere Preßluftsiene Antwort.

Schon seit einer halben Stunde können wir die Lichter von Baton Rouge sehen. Aber immer wieder narrt uns eine neue Biegung des Flusses. Endlich gleiten wir mit verminderteter Fahrt an der Stadt vorbei. Durch den regen Hafenerkehr leitet uns ein Loise der „Standard-Oil-Company“ sicher zu unserem Liegeplatz: eine lange Holzpier, die mit Delleitungen aller Art bedeckt, die Fabrikanlagen an der Wasserseite abschließt. Kommandos ertönen, Lichtsignale blitzen auf. Amerikanisches Tempo: kaum sind die Leinen verlost, da senken sich schon die weiten Drahtschlänche auf das Schiff herab. Ein paar Handgriffe, und sie sind dicht mit den Fülleitungen auf Deck verschraubt. Durch ihr Inneres fließt das kostbare Raß — in unserem Falle Benzin und Gasöl — in die Tanks.

Am nächsten Morgen gegen 9 Uhr geht's in die Stadt. Mein Begleiter ist ein junger Student, der gleich mir seine Ferienzeit benutzt, praktische Arbeit mit einer Reise zu verbinden. „Badegäste“ nennt man solche Leute an Bord. Er spricht besser englisch als ich. Aber jetzt schweigt er. Sollte das Neue, das Bewußtsein, plötzlich in Amerika zu sein, derartig auf ihn wirken? Etwas zaghaft stelle auch ich meine ersten Fragen. Kann, die Leute verstehen mich ja sogar und antworten. Den Sinn dieser Antwort aber muß ich erraten. Trotzdem finden wir die Straßenbahn — sie heißt hier nicht etwa „tramway“, sondern „street-car“ —, die uns für zehn Cent nach der Stadt bringt. In der Wagenmitte hängt ein kleines Schild „white-coloured“. Weiße und Farbige sind streng getrennt. Auch in den Wohnvierteln: ganze Blöcke sehen wir auf unserer Fahrt, die nur von Negern bewohnt werden. Die Wohnhäuser gleichen sich bald in der ganzen Stadt, ein einfaches hölzernes Haus steht auf einem feineren Sockel, davor eine kleine Veranda. Ein Vorgarten übermittlelt den Uebergang zur Straße ohne trennendes Gitter.

Beim Durchstreifen der Fabrikanlagen der Destillinerie war uns die ungeheure Zahl von Automobilen aufgefallen, die auf einem großen Platz „parken“. Jetzt sehen wir: neben den Häusern in einem einfachen Verschlage oder auch nur unter einem Bretterdach ist das „Familienfahrzeug“ untergebracht. Der Mann fährt mit ihm zur Arbeit oder läßt sich von seiner Frau hinführen und wieder abholen. Die Frau benutzt es für ihre Einkäufe. Sonntags fährt die ganze Familie darin ins Grüne. Weigert sich das vielgeplagte Behältnis, weiter Dienst zu tun, fährt man es auf den „Kirchhof“ vor die Stadt und überläßt es seinem Schicksal.

Ein anderer „Kirchhof“ auf dem Mississippi: 28 Schiffe, im Ariege gebaut, zum Teil noch nicht fertig, liegen wegen Ueberfluß an Lonnage schön ausgerichtet zu Bieren vor Anker und warten darauf, als altes Eisen verschrottet zu werden. Aber niemand holt sie.

Unsere Bahn fährt ein gutes Tempo und schleudert stark in

den Kurven. Die Häuser werden schmaler. Größere Grünflächen, Palmen und fremdländische bizarre Blumen geben ein buntes Bild. Die Fahrt endet mitten im Geschäftsquartier. Bis drei Wolkenträger mit immerhin bis zu zwölf Stockwerken ragen daraus empor. Wir schlendern durch die engen Straßen der inneren Stadt. Mit ihrem regen Autoverkehr machen sie auch den fremden Beschauer einen beängstigend überfüllten Eindruck. Bald aber gewöhnen wir uns daran und sehen, wie sich der Verkehr fast reibungslos abwickelt. Verkehrsregelung? Nichts zu sehen.

Schwarze Stiefelpußer hocken in Torbogen und bieten ihre Dienste an. Auch die Bedienung in dem Kaffeesalon gegenüber ist schwarz.

Stehender Sonnenschein treibt uns in eins der zahlreichen Kaffees zur Mittagstast. Bis jetzt haben wir uns der sprachlichen Schwierigkeiten wegen auf das Schauen beschränkt. Nun aber mit mutigem Anlauf zu den Einkäufen. Als wir mergens in die Stadt kamen, fiel uns die einheitliche Kopfbedeckung der Herren auf. Unter der Einwirkung der Mittagshize von 31 Grad Celsius kommt uns das nötige Verständnis. Schnelligst besorgen auch wir uns jeder einen der üblichen flachen Strohhüte. Mancherlei Mißverständnisse gibt es noch, ehe wir unsere Wünsche befriedigt haben. In einem Laden mit Andenken aller Art erzählt uns die Verkäuferin eine lange Geschichte, von der wir nur das echte „amerikanische“ Wort „lounenirs“ verstehen. Aber wir bekommen doch, was wir suchen. An anderer Stelle werden wir über unsere Herkunft ausgefragt. Auch will man wissen, wie es uns in Amerika gefällt. Der Ton der Unterhaltungen ist von einer gewissen jovialen Freundlichkeit. Ich bin etwas erschrocken, wie mir ein Amerikaner beim Abschied mehrmals freundlich auf den Rücken klopfte. Doch habe ich mir sagen lassen, daß dies ein Zeichen freundschaftlicher Achtung sein soll; wogegen ich immerhin nichts habe.

Amerikanisches Kino.

Zwei Filme. Der erste künstlerisch unbedeutend, mit stark moralisierender Tendenz und einem guten Schuß Sentimentalität. Der zweite eine wohl typisch amerikanische Groteske mit an mancher Stelle übersteigerter Humor. Ich möchte damit nicht behaupten, daß das, was ich zufällig gesehen habe, maßgebend ist: es könnte aber doch sein.

Wieder zurück.

Unser Schiff ist jetzt, 16 Uhr nachmittags, fast fertig beladen. Ein Teil der Mannschaft ruht noch die kurze Zeit bis zur Abfahrt aus, um Einkäufe in den „stores“ in der Nähe zu machen. Bis jetzt hat mannigfacher Dienst an Deck oder in der Maschine sie an Bord festgehalten. Die Zeit reicht für sie nicht, um in die Stadt zu fahren und sich nach den Wochen der Seefahrt etwas Abwechslung zu schaffen. Vielesch sind auch gerade die Orte, wo das Öl gewonnen wird, öde Stätten, bei denen Reizes und jeder Unterhaltung. So hat die Tankerschiffahrt ihre besonderen Härten.

24 Stunden nach unserer Ankunft wendet sich der Kiel wieder heimwärts.

Wir stehen auf Deck und winken dem Lande einen Abschiedsgruß zu. In die Freude über die Erfüllung unseres Wunsches, einige Einblicke in dieses fremde Land gewonnen zu haben, mischt sich ein teiltes Bedauern, daß die Zeit für diesen Besuch so kurz war. Aber unerbittlich geht die Fahrt südwärts.

Der gleichmäßige Takt unserer großen Dieselmotoren dröhnt durch die stille Nacht.

Das ist der Pulsschlag des Schiffes, der Tage und Wochen hindurch alles beherrschend nimmer ruht, bis wir sicher geborgen im Helmathafen liegen.

Werner Krause-Hamburg.

Die Geister-Hochzeit.

Aus dem Chinesischen übersetzt und nach erzählt von Wilhelm Carl.

Vorbemerkung: Ueber das Vorleben nach dem Tode und ein Jenseits überhaupt herrschen in China verschiedene Ansichten. Der Konfuzianer hat offiziell überhaupt keine Ansicht, denn Konfuzius soll gesagt haben, man könne hierüber nichts wissen, denn es sei noch niemand aus dem Jenseits zurückgekommen, um Bericht zu erstatten. Buddhisten und Taoisten glauben an eine Seelenwanderung und eine Bestrafung bzw. Belohnung in der Unterwelt. Dort wohnen die Seelen Verstorbener bis zu ihrer Wiederverkörperung, können sich ziemlich frei bewegen, ihren Angehörigen im Traum und sogar in Wirklichkeit erscheinen, sie warnen und ihnen raten, aber auch Wünsche äußern und sie quälen. Sie haben Bedürfnisse wie Lebende, die die Anverwandten durch Opfergaben befriedigen. Sie können sogar heiraten, wie wir gleich sehen werden.

Die Witwe Tshang geriet sieben Jahre nach dem Tode ihres Gatten in Not und entschloß sich schweren Herzens, die dem Toten

bis dahin gewohnte Treue zu brechen und nochmals zu heiraten. Sie wandte sich an einen Heiratsvermittler, ohne den in China ja keine Heirat abgeschlossen werden kann. Der Vermittler machte einen Witwer namens Tschan ausfindig, dem die Frau vor ebenfalls sieben Jahren verstorben war. Er hielt es für eine gute Vorbedeutung, daß beide sieben Jahre allein gestanden hatten und brachte die Heirat alsbald zustande.

Kurze Zeit nach der Hochzeit erschien der nunmehrigen Frau Tschan im Traum ihr erster Gatte, machte ihr wegen der Heirat heftige Vorwürfe und sagte: „Du bist ein schlechtes Weib, hast mir die Treue gebrochen, um diesen Silaven Tschan zu beglücken.“ Bei diesen Worten schlug sich der Geist mit der Faust ins Gesicht, brachte sich schwere Verletzungen bei und quälte dadurch seine einstige Frau unjählich.

Als Frau Tschan am andern Morgen ihrem neuen Gatten den Traum erzählte, machte er ein sehr ernstes Gesicht und riet ihr, Papiergeld (Totengeld, nicht wirkliches) zu verbrennen und den Verstorbenen durch reiche Speise- und Trankopfer zu verhöhn.

Einige Tage später erschien auch dem Ehemann seine erste Frau im Traum und machte ihm ebenfalls Vorwürfe wegen seiner Wiederverheiratung. Auch sie schlug sich selbst, um ihren Klagen Nachdruck zu verleihen. Die beiden Lebenden gerieten in Furcht und Schrecken und ließen schließlich zu ihrem Heiratsvermittler, um dort Rat zu holen. Der Heiratsvermittler war gleichzeitig ein großer Zauberer. Er zitierte zunächst die verstorbene Frau Tschan vor sich und sagte: „Was muß ich von dir hören? Du wagst es, hier auf der Oberwelt herumzugeistern und andere Leute zu erschrecken? Weißt du nicht, daß du dich strafbar machst? Doch höre, ich will dir einen Vorschlag machen: Heirate den verstorbenen Herrn Tschang, zieht euch zusammen in die Unterwelt zurück und laßt die Lebenden hinfort in Frieden — wie denkst du über meinen Vorschlag?“

Der Geist der Frau bekam einen hochroten Kopf, runzelte die Brauen und sagte nach einigen Minuten: „Ich habe auch schon daran gedacht, doch bin ich nicht mehr jung und auch nicht hübsch, — ich weiß nicht, ob Herr Tschang mich wird haben wollen. Ich kann mich unmöglich selbst anbieten. Wenn Ihr diese Sache für mich in die Hände nehmen wollt, wäre ich euch dankbar und würde meinem Mann nicht mehr erscheinen.“

Nach dieser Sitzung zitierte der Heiratsvermittler den Geist des Herrn Tschang zu sich und stellte ihm die Angelegenheit vor. Der Geist erwiderte: „Euer Vorschlag ist nicht unrecht. Ich könnte ja gleich mit der Frau zusammenziehen, aber dann würden die andern Geister mit Fingern auf uns weisen. Richtet eine Hochzeit aus und verheiratet uns miteinander, dann wird es gehen. Macht aus Papier ein Männlein und ein Weiblein, behandelt sie ganz wie Hochzeiter, und verbrennt sie zum Schluß der Zeremonie im Tempel des Stadtgottes. Wir werden uns rechtzeitig einfinden, die Hochzeit mitmachen und als verheiratete Geister von dannen ziehen.“

Der Heiratsvermittler richtete alles getreulich aus, und von da an erschienen die Geister den Lebenden nicht mehr.

(Also zu lesen im chinesischen Buch: Sin-tsi-sia, 4. Kap.)

Orgel-Anekdoten.

Johann Sebastian Bach hatte wieder einmal eine neue Orgelmusik komponiert und spielt sie auf dem königlichen Instrumente durch. Als das Spiel beendet war, trat der Balgtreter händereibend in die Tür und sagte zu Bach: „Das haben wir ja wieder einmal vorzüglich gemacht.“

Der Meister wandte sich erstaunt um. „Wieso wir? Ich bin ja allein hier!“

Der Balgtreter verschwand, und abermals begann der Meister zu präledieren. Da, mitten im brausenden Spiel, verstummten alle Pfeifen, kein Ton war hörbar. Bach staunte, schimpfte und rief den Balgtreter, der lachend den Kopf zur Tür hineinsteckte.

„Ja, sehen Sie nun, Meister, daß wir immer zwei sind? Wenn ich nicht will, können Sie auch nicht!“

Der Sänger Valsmann erzählte gern folgende Geschichte: Einst sollte ich in einer kleinen Stadt in einem Kirchenkonzert mitwirken. Durch Erfahrung gewöhigt, ermahnte ich den Organisten, die Orgelbegleitung zu meinen Liedern nicht gar zu laut werden zu lassen. Er gab mir die unerwartete Antwort: „Wir machen das hier so: Jeder gibt sein Bestes, und wer dann Herr wird, wird Herr!“

Der alte Organist ist nach fast 50jähriger Dienstzeit in den Ruhestand getreten. Choral und Liturgie konnte er, Vor- und Nachspiel gab's aber bei ihm nicht. Heute sitzt nun der neue Herr Organist zum erstenmal auf der Orgelbank, und zum Schluß will er in einem machtvollen „Postludium“ zeigen, was er kann. Da sagt Gewatter Kraudelat beim Verlassen der Kirche zu Gewatter Mikoleit, als immer noch die Orgel braust: „Unser neuer Kanter, der kann!“ „Jo,“ antwortet bedächtig Mikoleit, „he griegt de Urgel ja nicht zum stuhn!“

Als der Kohlenhändler Heidemann, ein bekannter Hamburger Kaufmann, zum Senator gewählt war und aus diesem Anlaß den üblichen feierlichen Kirchgang hielt, leistete sich der Organist den Scherz, das festliche Vorspiel zu einer Phantastie über die Operettenweise „Mutter, der Mann mit dem Kofs ist da“ zu gestalten. Der darob sehr erboste Pfarrer beantragte gegen den Sünder ein Disziplinarverfahren, aber Heidemann als

Kirchpieherr veranlagte schleunigst die Einstellung dieses Verfahrens, denn er besaß Humor, so daß er dem Organisten nicht gram sein konnte.

Aus dem Tagebuch einer Schauspielerin.

Von Ladislaus Palatos.

Morgens stehe ich auf, vormittag habe ich Probe, mittags lanche ich, nachmittags fahre ich Auto, um Mitternacht gehe ich zu Bett. Ach ja, um es nicht zu vergessen: abends von sieben bis zehn bin ich talentiert.

Es ist nicht wichtig, daß ich eine gute Schauspielerin bin. Wichtig ist, daß die anderen schlechte Schauspielerinnen sind.

Jeder kann mal durchfallen. Der Autor, das Stück, der Direktor, die Gesellschaft. Das Theater kann pleite gehen, die Bank von England kann fallieren, der Souffleur, der Inpizient, die Kritik, das Publikum kann durchfallen. Shakespeare kann durchfallen, und auch Napoleon. Nur ein Mensch kann nicht durchfallen.

Ich.

Weshalb bin ich groß? Weshalb bin ich gut? Entzückend, begabt, phänomenal, unvergeßlich? Weshalb bin ich appetitlich, strahlend, bezaubernd und wundervoll?

Weil ich ich bin.

Ich möchte . . . Was möchte ich sein? Ich möchte das Publikum sein, das mich sieht. Die Bühne, die ich betrete. Der Anbeter, der mir die Hand küßt. Die Feder, die über mich schreibt. Das Auge, in dem ich mich spiegle. Das Ohr, das mich hört. Das Gehirn, das meinewillen verwirrt wird. Das Herz, das meinewegen bekommen wird. Der Handschuh auf meiner Hand. Das Rouge auf meinen Lippen, die Schminke auf meinen Wangen. Der Lehnstuhl, in dem ich sitze. Das Bett, in dem ich schlafe. Ein Blatt aus meinem Vorbeerkranz, eine Perle aus meinem Sekt, das Benzin in meinem Auto. Ich möchte sein . . . So schön, so klug, so begabt und so bescheiden wie ich bin.

Verzeihung! Die Duse hat auch was gekommt.

Ich kann alles, nur eines nicht. Schlecht sein. Oder unbegabt. Oder häßlich.

Als ich Paris zum erstenmal erblickte! Welch ein Erlebnis! Meine Augen füllten sich mit Tränen, mein Herz wurde beflommen, meine Schläfen pochten, meine Nasenflügel weiteten sich, und ich begann zu stam . . . Ja! Paris begann zu stammeln, als es mich zum erstenmal erblickte.

Sieben Städte stritten um Homers Geburt. Um die meine streiten sieben Jahreszahlen.

Aber das Geld, das Geld, das Geld . . . Geld geben, Geld bekommen, Geld nehmen, Geld verstreuen, Geld vergeuden, Geld verlangen, dem Geld nachsehen, Geld gewinnen, Geld verlieren, Geld . . .

Es ist ein wahres Glück, daß ich — wie jeder wirkliche Künstler — nicht das geringste Gefühl für das Geld habe.

(Einzig berechnigte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein.)

Aus aller Welt.

Eine Wunderuhr. Einem Koblenzer Uhrmacher ist das Patent auf ein „Ahrens Schlagwerk mit Kombination verschiedener Schlagarten“ erteilt worden, das an Hand einer Scala die Möglichkeit bietet, je nach Wahl und Wunsch zu einer bestimmten Stunde das Glockenwerk einer berühmten Turmuhr, z. B. der Parochialkirche, den tollstündenden Westminsterschlag oder irgend ein anderes Schlagwerk erklingen zu lassen.

Die älteste deutsche Zeitungstadt. Der Historiker Junfer weist an Hand von aufgefundenen Exemplaren nach, daß bereits im 17. Jahrhundert zwei Wiener Zeitungen regelmäßig erschienen, die ganz Deutschland mit Nachrichtenmaterial versorgten. Man kann also trotz der bekannten Tatsache, daß 1609 der 1. Jahrgang der „Straßburger Zeitung“ erschienen ist, Wien als die Hochburg der Journalistik im 17. Jahrhundert bezeichnen.

Fröhliche Ecke.

„Werden Sie Ihre Hochzeit schon in Ihrer Wohnung feiern können?“

„Wo denken Sie hin, ich hoffe, die silberne, lieber Freund!“

Jugend von heute. Richter des Jugendgerichtshofes: „Du bist jetzt ja noch ein kleiner Junge; aber hast du nicht an deine Zukunft gedacht, als du in dem Geschäft die Hofe stahst?“

„Ja, ich hätte sie etwas länger näh'n soll'n!“ W. R.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Ehra, Poznań.